

Paul Oestreicher hat sein engagiertes Leben auf den Punkt gebracht. Herausgekommen ist ein aufrüttelndes Buch. Ein Buch von der Schwierigkeit, Christ zu sein. Von der Provokation eines Lebens mit der Bibel. Er betrachtet Stationen seines Lebens: Episoden, die in kein Schema passen. Sterbende und Liebende, Mächtige und Gefangene stellt er in den Mittelpunkt.

In vielen Aufgaben und „Rollen“ versucht Oestreicher, der anglikanische Priester, der Quäker, Publizist und Politologe, dem biblischen Auftrag zu folgen: als kämpferischer Pazifist, Rädelsführer der Friedensbewegung, Krisenhelfer, Amnesty-Aktivist, Kirchendiplomat, Unterhändler in Sachen Menschenrechte. Ein Brokenbaker und Mann der Versöhnung ist er, über den hinweg, die er früh und bitter kennenlernt.

Im thüringischen Meiningen wird er 1931 geboren. In Berlin lebt er als Kind in einer Kellerwohnung versteckt. Mit seinen Eltern verläßt er 1939 Deutschland, weil die Familie wegen der jüdischen Herkunft seines Vaters verfolgt wird. Nach längerem Aufenthalt in Neuseeland findet Oestreicher in England seine Wahlheimat. Als Grenzgänger und Gratwanderer bewegt er sich zwischen verfeindeten Lagern, den Blöcken im Kalten Krieg. Diese Erfahrungen haben ihn geformt, sein Urteil geprägt.

Sein Christentum ist radikal. Seine Antworten sind unkonventionell wie die Bibel. Einen „Sauhaufen“ nennt er – in Anlehnung an Luther – die Kirche. Sie möge vertrauenswürdig werden, die Leute nicht „aufs Kreuz legen“. Hier spricht der Zeuge einer „anderen“ Frömmigkeit im Geiste der Bibel.

ISBN 3-88981-040-3

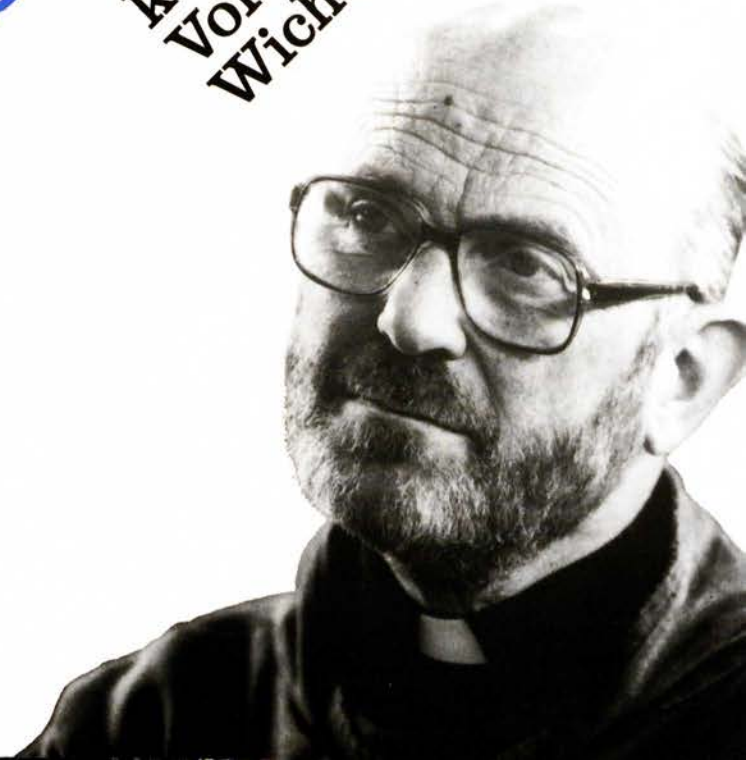
Aufs Kreuz gelegt

Wichern

Sob  
10.0  
Oes

# Paul Oestreicher Aufs Kreuz gelegt

Erfahrungen  
eines  
kämpferischen Pazifisten  
Vorwort: Desmond Tutu  
Wichern-Verlag



Paul Oestreicher

# Aufs Kreuz gelegt

Erfahrungen eines kämpferischen Pazifisten  
Aus dem Englischen von Joachim Rehork

Wichern-Verlag

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

*Oestreicher, Paul:*

Aufs Kreuz gelegt: Erfahrungen eines christlichen Pazifisten/

Paul Oestreicher. Aus dem Engl. von Joachim Rehork. –

Berlin: Wichern-Verl., 1993

ISBN 3-88981-040-3

*In Erinnerung an Else,  
eine Großmutter,  
deren Liebe kein Holocaust  
auslöschen konnte.*

*Und für Lore, ohne die ...*

*Und für ihre Kinder und meine.*

© Wichern-Verlag GmbH, Berlin 1993

Satz: Wichern-Verlag, Berlin

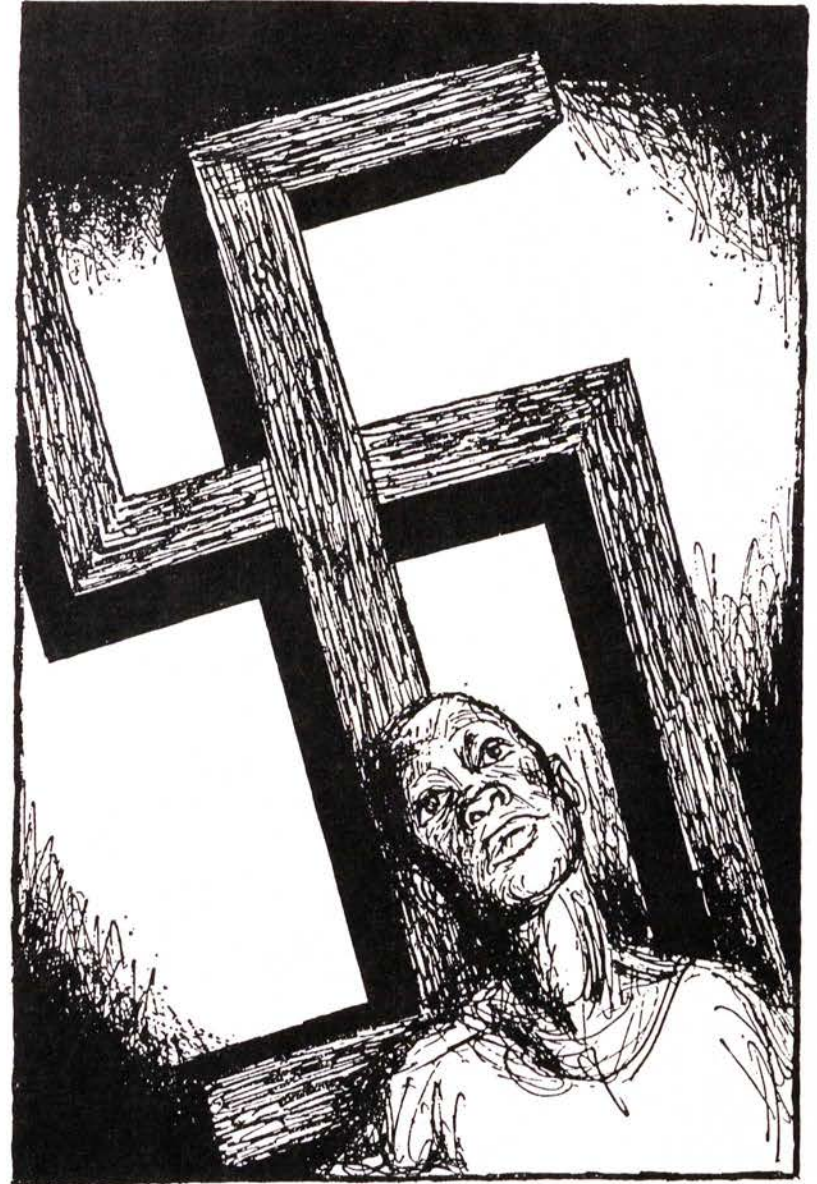
Druck: Color-Druck Dorfi GmbH, Berlin

Buchbinderei: Heinz Stein, Berlin

ISBN 3-88981-040-3

Die Graphik auf der gegenüberliegenden Seite schuf Vicky. Sie erschien Ende März 1960 in „The New Statesman and Nation“. Anlaß war das Massaker von Sharpville, Südafrika, am 21. März 1960.

Vicky, das ist Victor Weiß, wurde am 25. April 1913 in Berlin geboren. 1939 flüchtete er als Jude vor den Nationalsozialisten nach England. Seit Mitte der Fünfziger Jahre bis zu seinem Tod 1966 gehörte er zu den bedeutenden politischen Karikaturisten in England. Am 20. Februar 1966 nahm er sich das Leben: Aus Verzweiflung über den Vietnam-Krieg.



*... denn sie wissen nicht, was sie tun.*

## Vorwort

### *Desmond Tutu*

Als es mir endlich gelang, dieses fesselnde Buch von Paul Oestreicher aus der Hand zu legen, war ich gründlich geläutert. Selten habe ich eine vernichtendere Anklage darüber gelesen, wie wir Christen allzuoft unseren Glauben ins Leben ummünzen. Wahrheitsgemäßer ausgedrückt geht es wohl um unser Unvermögen, den fast unmöglichen Forderungen unseres Glaubens gerecht zu werden. Ich mußte mir die Frage stellen: Habe ich eigentlich den Gott und Herren, den ich verehren darf, verraten? Genauer gesagt, er hat mir ganz unverdient und aus reiner Gnade die Ehre getan, mir entgegenzukommen als sein Jünger.

Es war immer sehr einfach, der Versuchung zu erliegen, einen Gott darzustellen, der allen anständigen, bürgerlichen Vorstellungen entspricht, der die Guten und Gerechten belohnt und die Vorhaben der Gottlosen gründlich vereitelt. Es war immer sehr einfach, über einen Gott zu reden, der tugendhaftes Verhalten verlangt, bevor es ihm einfällt, uns anzuschauen, geschweige uns erlösen zu wollen. Diesen Gott, der aus lauter ordentlichen Vorschriften besteht, konnten wir sauber verpacken und beschriften und dann auf ein Podest stellen, denn er soll ja nicht in der Lage sein, unserem Leben zu sehr in die Quere zu kommen. Wie oft bildeten wir uns ein, die Wege Gottes erkannt zu haben! Irgend jemand soll einmal gesagt haben: „Gott schuf den Menschen nach seinem Ebenbild, und dann schuf der Mensch Gott nach seinem.“

Paul Oestreicher hat mir ins Gedächtnis gerufen: Gott ist das endgültige Geheimnis (Rudolf Ottos *mysterium tremen-*

dum). Seine Wege sind nicht unsere Wege. Wir können ihn eben nicht sauber verpacken und beschriften. Er durchbricht unsere einengenden Sitten. Er ist kein vornehmer Gott, wenn man bedenkt, mit welchem Gesindel sich Jesus zum Ärgernis der Kirchenleitungen (oder Glaubenselite) herumtrieb. Seine Freunde sind die Steuereintreiber, die Huren und Sünder, mit denen er zu Tisch sitzt. Er bewegt sich mit grenzenloser Freiheit, an keines der Gesetze Gottes gefesselt. Beinahe mit Verachtung bricht er das Gesetz des Sabbats. Das höchste Gesetz für ihn ist dies: Was verlangt das Mitgefühl angesichts der menschlichen Not? Es gibt keine fertigen Rezepte und keinen heißen Draht zum Himmel, keine Garantie der Unfehlbarkeit.

Ein freier Gott hat uns zur Freiheit erschaffen. Wir müssen das Risiko der Eigenverantwortung freudig entgegennehmen, um als moralisch verantwortliche Menschen bestehen zu können. Wir können niemals – außer in einem eng begrenzten Bereich – mit absoluter Sicherheit behaupten, daß das, was wir ehrlich als das Beste beabsichtigen, auch tatsächlich das absolut Richtige ist. Wichtig ist, das Unsere ehrlich und gewissenhaft zu tun und Gott die Folgen zu überlassen. Letzten Endes gehört ihm die Welt.

Er trägt letztlich die Verantwortung dafür, was aus ihr wird, nachdem er uns unglaublich geehrt hat, mitarbeiten zu dürfen, sein Ziel zu erreichen – das Reich der Liebe, des Mitgefühls, der Gerechtigkeit, des Lachens, des Friedens, des Füreinander-Sorgens und Miteinander-Teilens.

Er fordert uns auf, für alles, was das Leben bereichert, zu arbeiten, für alles, was den Menschen und seine Würde stärkt, und allem entgegenzutreten, was den Menschen entstellt, herabsetzt und entwürdigt.

Wir können uns auf kein Buch der unfehlbaren Regeln berufen bei dieser Aufgabe der Nachfolge des Zimmermanns aus Nazareth. Wir bitten um die Erleuchtung durch den Heiligen Geist im Tun des Guten und hoffen, wenn man uns das Christsein zur Anklage machen würde, daß das Beweismate-

rial ausreichen würde, uns für schuldig zu befinden. Traust du eine geschiedene Frau, die auf dem Sterbebett liegt, auch wenn es deine Kirchenleitung verboten hat? Trittst du brutalen Rassisten entgegen, die glücklose Opfer schikanieren? Bist du bereit, dich um sogenannte Terroristen zu kümmern? Und mehr noch. Musterbeispiele sind das, nicht leicht wiederholbar. Es geht darum, unser Mitgefühl und unsere Liebe offen und empfänglich für die Regungen des Geistes zu leben. So können wir den Kampf um Gerechtigkeit und gegen die verteilte Rassentrennung vermenschlichen, daran denkend, daß unsere Gegner keine Feinde sind, die ausgeradiert werden müssen, sondern Söhne und Töchter – vielleicht irreführt, aber trotzdem Söhne und Töchter – des gleichen Gottes und Vaters. Das ist aufregend und herausfordernd. Oft war ich diesen hohen und edlen Ansprüchen nicht gewachsen, und darum wurde ich beim Lesen dieses wunderbaren kleinen Buches geläutert.

† Desmond, Erzbischof von Kapstadt

## Ein persönliches Wort an die deutschen Leser\*

Kann man Pfarrer sein und Christ bleiben? Haben die Kirchen in einer langen Geschichte, die alles andere ist als ruhmreich, die Menschen nicht immer wieder aufs Kreuz gelegt? Haben sie nicht eine Religion in konkurrierenden Verpackungen verkauft, die keinem gründlichen Warentest standhalten würde? Diese Fragen liegen den Lebenserfahrungen zugrunde, die ich in diesem Büchlein als englischer Pfarrer britischen Lesern zugemutet habe. Warum nicht auch deutschen?

Aber dem deutschen Leser schulde ich eine Einführung, die eine Brücke baut von meiner englischen Wahlheimat zu meinen deutschen Wurzeln, von meinem Alltag als anglikanischer Geistlicher und zugleich als Quäker, zu meinem *alter ego*, dem ökumenischen Politologen, der sich so wenig als Fremder fühlt in Kapstadt wie in Dresden.

Ich wage also ein Stück Selbstdarstellung. Goethe hatte die Einsicht, daß das immer eine Mischung von Dichtung und Wahrheit sein muß. Jedes Leben – oder fast jedes – ist so vieldeutig wie eine Stasi-Akte. Zugleich Täter und Opfer zu sein, ist für die meisten Menschen ziemlich normal. Und (das ist nun gut lutherisch) zugleich Ebenbild Gottes und Sünder. Kein Wunder – um den Stil Luthers nachzuahmen –, daß die Kirche ein solch begnadeter Sauhaufen war, ist und vorerst wohl bleiben wird.

Meine erste Heimat war die einst berühmte Theaterstadt Meiningen. Zu guter Zeit bin ich dort nicht geboren. Trotzdem

---

\* deutscher Originaltext: Januar 1993. Die restlichen Kapitel auf Englisch erschienen 1986.

Das ehemalige Fürstentum Sachsen-Meiningen stand ganz **im Zeichen des Besuches** des Luftschiffes Graf Zeppelin. Aber **noch viel Wichtigeres** war im Werden: Das Land Thüringen war dabei – dem Reich voraus –, die große Zukunft zu umarmen. Hier kam die NSDAP vorzeitig zur Macht. Man hatte den „Führer“ als *den* Ehrenbürger Deutschlands erkannt. Die Begeisterung war groß. Auch in der Kirche, die bald zur allerbraunsten im ganzen Reich wurde. Zu guter Zeit bin ich nicht geboren.

Es gab aber auch Spielverderber. Nicht viele. Zum Beispiel Juden. Juden, die oft stolz waren, deutsch zu sein, und glauben wollten, daß der „Führer“ sie doch bestimmt nicht meinen könnte. Zumal solche, wie mein Vater, die überzeugte, getaufte Christen waren. Der „Führer“ (das lernten viele, als es schon zu spät war) war aber viel zu gewissenhaft, um sentimentale Ausnahmen zu machen. Ich war also ein Mischling, Produkt der schandbaren Ehe einer „echt deutschen“ Kammermänglerin, Schülerin Max Regers, und eines „nichtarischen“ Kinderarztes.

Es kam die Zeit, da Dr. med. Paul *Israel* Oestreicher kein deutsches Kind mehr behandeln durfte. Was nützte da sein Eisernes Kreuz erster Klasse aus der Schlacht an der Somme? Einige wenige standhafte Freunde gab es auch. Sogar unter Christen. Aber eher unter Sozialdemokraten oder alten Konservativen, wie die Eltern meiner Mutter.

Ich war sechs Jahre alt, als wir in die Großstadt flüchteten. Für mich war mein Berliner Versteck in einer Kellerwohnung mehr Abenteuer als Schrecken. Meine Eltern sah ich nur selten. Wohin mit uns? Jüdische Asylanten waren im Ausland nicht willkommen. Wir verdanken es dem tapferen Berliner Propst Heinrich Grüber und einem uns bis dahin unbekanntem Franzosen, der uns das lebensrettende Geld gab, daß uns vor Kriegsausbruch die Ausreise nach Neuseeland gelang, das Naturparadies in der Südsee mit damals nur 1,5 Millionen

Menschen und 70 Millionen Schafen. (Dazu mehr im Kapitel Mystik und Politik.)

Für meine jüdische verwitwete Großmutter war es zu spät, um uns zu folgen. Der Krieg hatte begonnen. Als sich 1942 die Meininger Juden zum Abtransport melden sollten, schrieb sie einen zuversichtlichen Abschiedsbrief an Sohn und Enkelsohn und schied friedlich aus dem Leben: „Ein tapferer Kapitän versenkt sein Schiff lieber, als es dem Feind auszuliefern.“

Erst nach dem Krieg erfuhren wir von diesem Ende und vom abenteuerlichen Überleben meines halbjüdischen Onkels, den die Schwester meiner Mutter geheiratet hatte. Er wurde dann Landessekretär der Thüringer Liberaldemokraten, bis er vor der SED nach Westdeutschland flüchten mußte. Ganz anders der Bruder meiner Mutter: eine typisch deutsche gespaltene Familie. In hohem SS-Rang war er 1941 Personalleiter der Auslandsorganisation der Nazipartei geworden und nach dem Krieg Gefangener in den DDR-Zuchthäusern Torgau und Bautzen. 1955 amnestiert, sah er niemals ein, warum er so hat leiden müssen, hatte er doch „niemandem jemals persönlich geschadet“.

In Neuseeland gelandet, mußte mein Vater die drei klinischen Jahre des Medizinstudiums wiederholen: Sein – wie er oft dann sagte – „geistiges KZ“. Mit Bach, Schubert, Brahms und Hugo Wolf, einem großen Gemüsegarten und einem gemieteten Haus mit Studenten als Untermietern, brachte meine Mutter uns durch. Vieles verdankte sie ihrem bäuerlichen Hintergrund. Sie schlug schnell Wurzeln in neuseeländischer Erde. Und die Musik kennt ohnehin keine Grenzen.

Es war Krieg, und wir waren feindliche Ausländer: „enemy aliens“, wie es amtlich hieß, unter polizeilicher Beobachtung. Auf dem Schulhof beim Spiel war ich der „Nazi-Junge“, und nicht zum Spaß. Die eifrigen älteren Fräuleins im Haus gegenüber meldeten einen Strandspaziergang meiner Eltern als mutmaßliche Kontaktaufnahme mit deutschen U-Booten! Der Chef der Ausländerpolizei, alles gewissenhaft nachprü-



fend, wurde bald zum vertrauten Freund, der eine besondere Vorliebe entwickelte für die deutsche Apfeltorte aus dem Backofen meiner Mutter. Es gab vieles zum Lachen, manches zum Weinen und trotz Krieg bald einen vertrauten Freundeskreis.

Aber Exil blieb Exil, vor allem für meinen Vater. Mein Elternhaus blieb eine kleine Botschaft des „anderen“ Deutschland. Es gab Flüchtlinge, die entschieden und verständlicherweise allem Deutschen den Rücken kehrten. Mein Vater sprach eher von der spät erkannten Gnade, als Jude geboren zu sein. Hätte man sonst nicht auch zu den Schuldigen gehört? Hätte man wirklich den Mut und die Weisheit der Wenigen gehabt, die dem „Führer“ widerstanden?

In den Nachkriegsjahren brach die alte Heimat enttäuschend in das Familienleben ein. Massenhaft Briefe an die „glücklich Ausgewanderten“ mit der Bitte, zu bescheinigen, man sei doch niemals Nazi gewesen. Hätte man Dr. Oestreicher doch mutigerweise auf der Straße noch begrüßt, als dies schon gefährlich war. Die, die's wirklich getan hatten, die tatsächlich etwas riskiert hatten, schrieben keine solchen Bettelbriefe.

Das und vieles mehr war bitter. Trotzdem hielt es meine Mutter nicht davon ab, in den Hungerwintern 1946 und 1947 ein neuseeländisches Hilfswerk für notleidende Thüringer Familien ins Leben zu rufen. Keine amtliche Stelle in der sowjetischen Zone durfte sich bedanken für Hilfe aus dem kapitalistischen Ausland. Um so mehr freute meine Mutter die Anerkennung der von Bundespräsident Theodor Heuss ins Leben gerufenen Dankspende des Deutschen Volkes: westdeutscher Dank für viele tausende Lebensmittelpakete in den deutschen Osten.

Meine Kindheitserlebnisse waren es wohl, die mich zum Studium der politischen Wissenschaften trieben und, als Nebenfach, der deutschen Literatur. Nach Flucht und Krieg wurden zwei Dinge für mich zentral: der Friede und die Men-

schenrechte. Also schrieb ich als Magisterdissertation die Geschichte der Kriegsdienstverweigerer in Neuseeland. Sie hatten es nicht leicht gehabt. Toleranz wurde in diesem kleinen Land nicht großgeschrieben. Mein wissenschaftlicher Berater war General Kippenberger, Kommandeur der Neuseeländer in der Schlacht von Monte Cassino. Dort hatte er beide Füße verloren. Er war nun Chefredakteur der Kriegsgeschichte Neuseelands. Der General a.D. und der junge Pazifist wurden gute Freunde.

Irgendwie wußte ich, bei der Politik darf ich nicht stehenbleiben. Die politische Philosophie war für mich die Schwelle zur Theologie und – über eine deutsche Schiene – zum Pfarrerberuf in England. 1954 las ich ein Buch, das zum Schlüssel-erlebnis wurde: Helmut Gollwitzers *Und führen wohin du nicht willst* aus dem Christian Kaiser Verlag. Gollwitzer hatte Martin Niemöllers Pfarrstelle in Dahlem übernommen, nachdem dieser ins KZ gebracht worden war, zog dann als Sanitäter in den Krieg und war viele Jahre in sowjetischen Gefangenenlagern. Sein Buch ist die Geschichte dieser Gefangenschaft und zugleich eine Einführung in den Marxismus-Leninismus auf eine ganz persönliche Art. Eingehend erzählt Gollwitzer, dieser geniale, warmherzige Bayer, von seinen langen Gesprächen mit den sowjetischen Politoffizieren. Er nahm sie ernst, war bereit, von ihnen zu lernen, machte aber niemals einen Abstrich an seiner christlichen Überzeugung. Hier war mein Dialog-Modell und die Geburt meiner Überzeugung, daß christlicher Glaube und Sozialismus keine Gegensätze sind und zugleich, daß es einen viel besseren Sozialismus geben müsse als den der angeblich unfehlbaren KPdSU und ihres Götzen, Josef Wissarionowitsch, genannt Stalin.

Vor inzwischen mehr als vierzig Jahren kehrte Helmut Gollwitzer nach Deutschland zurück. Der Stalinismus ist tot, aber die ständig wachsende Schar der Armen auf unserer Erde wird vom freien Markt nicht gerettet. Die Suche nach einer

wirklich sozialen und solidarischen menschlichen Weltordnung geht weiter. Viele werden unterwegs, wenn sie den Mut haben, dorthin geführt werden, wohin sie nicht wollen. Daß wir im reichen „Nord-Westen“ bescheidener leben müßten und mit anderen das, was wir haben, teilen, damit unsere Kindeskiner überleben, müßte unter Christen selbstverständlich sein, ist es aber nicht, solange Bischöfe und Kirchenleitungen Aktionärsversammlungen von Daimler-Benz mehr gleichen als den Basisgemeinden des armen Gottesvolkes. Dom Helder Camara dazu: „Teile ich mein Brot mit den Armen, nennen sie mich einen Heiligen. Frage ich, warum sie kein Brot haben, nennen sie mich Kommunist.“

Mit einem Forschungsstipendium der Alexander von Humboldt Stiftung verließ ich 1955 meine zweite Heimat Neuseeland, um in Bonn bei Helmut Gollwitzer im Bereich der politischen Theologie meine Suche fortzusetzen. Suche wonach? Nach der Nachfolge Christi heute. Auf dieser Suche waren die Märtyrer der Nazizeit bedeutende Wegweiser. So in besonderer Weise Max Josef Metzger, katholischer Pfarrer und Friedensapostel, Vorreiter der christlichen Einheit. Aber vor allem Dietrich Bonhoeffer, dem es nicht um die Kirche, sondern um das Reich Gottes in der Welt ging.

Meine erste Aufgabe war es, mich innerlich mit den Deutschen auszusöhnen. Das war im Bonner Wirtschaftswunderland, wo die Vergangenheit verdrängt wurde, gar nicht leicht. Und ich machte es mir nicht leicht. Ich wollte mich nicht nur unter Gleichgesinnten bewegen. Zwar war es wohl Zufall, daß ich gerade an der Ermekeilkaserne vorbeilief, als allerehand Prominenz durch das Tor ging. Neugierig, meinen neuseeländischen Paß in der Hand, landete ich irgendwie im Kasernenhof, um mitzuerleben, wie die allerersten Soldaten der Bundeswehr vereidigt wurden. Der Kalte Krieg lief schon auf Hochtouren. Mir lief es kalt den Rücken hinunter.

Zugleich wurde ich aber wie ein Sohn aufgenommen in der Familie Gustav und Hilda Heinemann in Essen. Hätte ich

damals geahnt, daß der so alternative, antimilitaristische und doch traditionsbewußte Anwalt und bekennende Christ einst Bundespräsident werden würde, wär's mir leichter ums Herz gewesen. Damals war mir aber schon klar, daß der andere deutsche Staat, den man „drüben“ oder „die Zone“ nannte, nicht der bessere war. Mein erster DDR-Besuch bestätigte diese Einsicht.

Aber ebensowenig war ich bereit, diesen anderen Staat zum Teufel zu wünschen. Nicht einmal nach der ersten direkten und bitteren Erfahrung. Nicht nur der Christ, sondern auch der Realist und Politologe in mir machten mich zum Gründungsmitglied des britischen Ausschusses für die diplomatische Anerkennung der DDR. Gab es dort nicht auch positive Ansätze? Zumindest bis 1968 glaubte ich, dieser Sozialismus wäre reformierbar. Unter den deutschen Kommunisten – aber nicht nur den deutschen – hatte und habe ich Freunde. Aber da, wo die eigentliche Macht im Osten lag – sei's in Moskau oder Prag oder Berlin – half mir das wenig. Ich wunderte mich eigentlich nicht, als ich mich in meiner umfangreichen Stasi-Akte als mutmaßlicher britischer Spion entdeckte. Ob mich MI6 – die britische Staatssicherheit – für einen mutmaßlichen Agenten Moskaus hielt, werde ich wohl niemals wissen; nur soviel, daß beide Seiten meine Telefonate nicht im Nichts verhallen ließen.

Diese meine Gratwanderung im Kalten Krieg blieb für lange Jahre ein Leitfaden durch mein Leben. Das Wissen, daß (in den Worten Gustav Heinemanns im Bundestag) Jesus Christus nicht gegen Karl Marx gestorben ist, sondern für uns alle, blieb von zentraler Bedeutung. Und wohl auch, daß mein konservativer mütterlicher Großvater im Dritten Reich sein Amt als Zuchthausinspektor lieber aufgab, als Kommunisten, die nichts verbrochen hatten, einzusperren. Daß ich fünf Jahre meines Lebens der Leitung von Amnesty International in England widmete, war bestimmt kein Zufall.

Zwei ruhige, fast idyllische Jahre im anglikanischen Prie-

sterseminar in der mittelenglischen und mittelalterlichen Kathedralenstadt Lincoln waren keine schlechte Vorbereitung für ein sehr aktives Leben in der Kirchenpolitik und der Friedensbewegung Englands. Das Meditative und Mystische – auch das Priesterliche – blieben mir immer von zentraler Bedeutung, auch dann, wenn andere davon wenig sahen. Priester, auf lateinisch *pontifex*, heißt Brückenbauer.

Dabei kam das Leben in und mit meiner jungen Familie für viele Jahre zu kurz, was ein nicht mehr gutzumachender Schmerz bleibt. Daß eine Berliner Physiotherapeutin am Lincolnher Stadt Krankenhaus den Namen Feind trug, war nicht genug Grund, sie zu heiraten. In diesem Fall fiel mir aber die „Feindesliebe“ nicht schwer. Eine College-Hochzeit ging meiner Ordination voraus. Das war – wenn auch unbewußt – ein Stück Aussöhnung mit Deutschland. Meine zukünftige Frau war ganz auf sich angewiesen auf dem nicht leichten Weg von einer Nazi-Kindheit in den Bombennächten Berlins zu einer christlichen Alternative in der Berliner Jungen Gemeinde. Später entdeckte sie eine neue kirchliche Heimat in der bewegenden liturgischen Tradition einer anglikanischen Kathedrale.

Einem ersten Ehejahr – und der Geburt des ersten Kindes – als Pfarrvikar und Gast der hessischen Landeskirche in der Opelstadt Rüsselsheim folgten die ersten Pfarrjahre im proletarischen Londoner Osten als Lehrling eines radikalen linken Pfarrers, der die Kommunistische Partei aus Protest verlassen hatte, als die Sowjets die ungarischen Freiheitskämpfer 1956 niederwalzten. Er gründete 1961 das erste englische Seminar für Arbeiterpriester. In dieser Gemeinde lebten viele Juden und damals schon viele Immigranten aus der Karibik. Der Kampf gegen die Faschisten Mosleys und ihren Rassismus gehörte mit zum Gemeindealltag. Es war eine gute und harte Schule. Hier kam unser zweites Kind zur Welt.

Es folgten vier Jahre in der Redaktion Kirche und Gesellschaft des britischen Rundfunks, BBC, und dann die Anfänge

der langen Jahre als Osteuropareferent des Britischen Kirchenrates, zu Beginn hauptamtlich, später nebenamtlich als Leiter eines Pfarrerteams mit Gemeinde- und Sonderaufgaben – dies 13 Jahre lang –, bis ich 1981 Leiter des Außenamtes des Kirchenrates wurde, fünf Jahre als „Außenminister“ der britischen Ökumene. Und inzwischen um zwei weitere Kinder bereichert.

Dem letzten Ruf 1986, in das Domkapitel der Kathedrale von Coventry als Leiter der Versöhnungsarbeit der weltweiten Nagelkreuzgemeinschaft\*, gingen harte Monate voraus. Im immer noch geliebten Land meiner Jugend, wo meine Familie Asyl gefunden hatte, wählte mich die anglikanische Synode der Hauptstadt Neuseelands zum Bischof. Die Annahme fiel meiner Frau und mir schwer. Wir und unsere Kinder waren eben doch Europäer. Trotzdem war es fast unmöglich, zu diesem Ruf nein zu sagen, bis ein bitterer Streit in Neuseeland entbrannte. Einige Bischöfe meldeten Protest an. Sie wollten diesen radikalen Engländer (und sei es mit neuseeländischem Paß) nicht haben. Sie fühlten sich offensichtlich bedroht von diesem Anglikaner, der zugleich Quäker geworden war, und noch dazu hochpolitischer Atom pazifist. Das würde zuviel Unruhe bringen. Und damit war es klar: Von London ging es nach Coventry und nicht zurück an den Südseestrand meiner Jugend. Es mag wohl sein, daß ich sonst in etwas anderer Form in Wellington die Exilerfahrung meines Vaters hätte durchleben müssen.

Der Umzug nach Coventry fiel zusammen mit dem Anfang des Endes des Kalten Krieges. Das Zeitalter von Glasnost und Perestrojka hatte begonnen, und auch meine andere Liebe, Südafrika, stand vor einer radikalen Wende. Es war gut, die kirchliche Außenpolitik in jüngere Hände zu legen. Aber der

---

\* Zur Geschichte Coventrys und der Nagelkreuzgemeinschaft: siehe Helmut Gröpler, Die Engel hielten den Atem an. Das Nagelkreuz von Coventry. Geschichte und Geschichten, Wichern-Verlag, Berlin 1992.

Kampf gegen britische Atomwaffen war noch nicht gewonnen. Gerne blieb ich Vizepräsident der Kampagne für Atomare Abrüstung. Die Arbeit für Menschenrechte und Versöhnung konnte gut von Coventry aus weitergehen. Ganz besonders wichtig schien es, der mutigen unabhängigen Friedensbewegung in der DDR beizustehen. Das hatte Dr. Barbara Einhorn schon 1983 getan, als man sie in der DDR verhaftete. Als Dozentin für DDR-Literatur in England, engagierte Atomwaffengegnerin und Neuseeländerin aus deutschem Elternhaus wie ich, folgten ihr die Bürgerrechtlerinnen Bärbel Bohley und Ulrike Poppe in die Haftanstalt der Staatssicherheit. Fünf Jahre später wurde Bärbel Bohley und mit ihr andere Frauen und Männer der Friedensbewegung erneut verhaftet.

Wieder hieß es, der evangelischen Kirche der DDR beizustehen, Gefangene zu befreien und nun auch ihre Ausweisung nach Westdeutschland zu verhindern. So verhandelte ich, bis Bärbel Bohley, Werner Fischer und Vera Wollenberger nach England reisen durften mit DDR-Pässen und dem Recht, wieder nach Hause zu fahren, was sie auch taten. Für diese reformorientierten Dissidenten war es nicht leicht zuzugeben, daß es eine bessere DDR nicht geben konnte (und für mich auch nicht). Ein neues Zeitalter hatte begonnen. Bald würde Erich Honecker zum zweiten Mal in seinem Leben in Moabit Gefangener sein. Dort gab er mir zu, als ich ihn im Dezember 1992 besuchte, daß Perestroika gleichbedeutend war mit dem Ende des realen Sozialismus. Diese DDR war nicht reformierbar. Eines war und ist mir aber klar, ein Gefängnis und ein Gerichtshof sind nicht der Platz – und Moabit erst recht nicht –, an dem die DDR-Vergangenheit sinnvoll moralisch und gesellschaftspolitisch reflektiert und aufgearbeitet werden kann.

Geschichtsbewußt zu leben war für mich immer wesentlich, persönlich und politisch. Aber auch geschichtsfrei, nicht Gefangener des Erlebten, Erlittenen und Verschuldeten. Das

hat alles mit Gnade zu tun, nicht mit der billigen, sondern der am Kreuz Christi errungenen. Die Vergangenheit darf nicht zur Last bis zum Tode werden, eine Last, die in der Gegenwart lähmt. Gnade hat mit Vergebung zu tun und der Fähigkeit, sie anzunehmen und anzubieten. Weil das so ist, habe ich immer wieder den nicht leichten Versuch gemacht, gegenwarts- und zukunftsorientiert zu leben. Das ist für alle Deutschen wichtig.

Für ein Jahr soll ich aber diesen Versuch aufgeben, um mich der DDR-Vergangenheit zu widmen. Nach 37 Jahren gibt mir die Alexander von Humboldt Stiftung eine Verlängerung meines Stipendiums, um die damals begonnene Arbeit über Christentum und Marxismus praktisch abzurunden mit einem Bericht über das Leben der Christen in der DDR. So befinde ich mich nun, diese Einleitung schreibend, unweit der Stelle, an der ich mich als Kind vor der Gestapo verstecken mußte. Damals ging es unserer Familie um Leben und Tod. Heute bin ich dem Tod 54 Jahre näher.

Viele der Verehrtesten, die mich durchs Leben hilfreich begleitet haben, leben nicht mehr. Zuletzt waren es Petra Kelly und Gerd Bastian, die uns geheimnisvoll verließen. Wie oft kreuzten ihre beseelten Wege die meinen auf der Suche nach einem gerechteren Frieden. Eben nicht nur die älteren Weggefährten sind nicht mehr alle dabei. Auch unser jüngster Sohn, adoptiert, karibischamerikanischer Herkunft, lebt nicht mehr, endete selbst mit 19 Jahren sein Leben nach langem, teils erkanntem, teils unerkanntem Leiden, Leiden an seiner entfremdeten Umwelt, seiner, das heißt unserer Familie, sich selbst. Wieder ist es nur Gnade, die den Abschied erträglich macht und – über die Gegenwart hinaus – die Vergebung zur erlebten Wirklichkeit. Und Versöhnung zu einem brauchbaren Wort. Aber zögernd schreibe ich das. Denn viele Fragen bleiben offen.

Besteht ein Leben aus Dichtung und Wahrheit, dann mündet die Politik, wenn sie menschlich und damit göttlich sein

will, immer wieder in die Mystik: Dann ist all das Erzählte nur ein Bruchteil des Erlebten. Dann ist mir die Sprache der Musik oft der Wirklichkeit näher als aller „Realitätssinn“. Dann bleiben die Lieder meiner Mutter am rauschenden Bach im tiefen Thüringer Wald prägende Wahrheit. Dann sprechen Mahlers Kindertotenlieder, von Kathleen Ferrier gesungen, die selbst einen frühen Tod fand, die Sprache einer geheilten Welt, die aber keine Romantik macht aus dem unaussprechlichen Schmerz um den Tod eines jeden Kindes. Oder, wenn ein Lied schon zu viel ist – unerträglich –, dann einfach ein Schneeglöckchen in der kalten Erde.

Wie gewinne ich neue Kraft, wenn ein weiterer Brief für die Befreiung eines Gefangenen wie Mordechai Vanunu plötzlich wie eine unerträgliche Last erscheint? Mordechai hatte den Mut, der Welt zu berichten von der atomaren Rüstung Israels – und das nennt die Welt überall Hochverrat. Dann sitze ich wieder wie einst als kleines, fremdes Kind auf einem Felsen am pazifischen Meeresstrand und höre dem mächtigen Rauschen des Ozeans zu und finde auch in der Melancholie der Ohnmacht neuen Mut zum Leben.

Bleibt der Weg in eine gerechte Zukunft verbarrikadiert, dann entdecke ich in der schweigenden Stille einer Quäkerandacht, wo der nächste Schritt hingehen könnte, und in Brot und Wein – gleich in welcher Sorte Kirche, gleich unter welchen Mitmenschen – eine endlose Quelle des Lebens. Und schaue ich die russische Mutter und ihr Kind an, die Stalingrad Madonna, in der bittersten Schlacht an der Wolga von Kurt Reuber, Arzt und Seelsorger, Weihnachten 1942 gezeichnet, dann kann ich mit ihm ahnen, daß *Licht Leben Liebe* von äußeren Dingen nicht abhängen. (*Die Stalingrad Madonna – Das Werk Kurt Reubers*, Martin Kruse (Hrsg.), Lutherisches Verlagshaus)

Der Weltkommunismus ist kläglich zusammengebrochen, doch ich vergesse nicht, daß mein verstorbener Freund James Klugman, Historiker der britischen kommunistischen Partei,

mit dem ich in den bewegten sechziger Jahren ein Buch herausgab über die Revolution mit menschlichem Gesicht, wie Franz von Assisi lebte, arm (nach langjähriger Arbeit in China) und mit einer offenen Tür und einem offenen Herzen für alle. Atheist und Kommunist war er und Jesus von Nazareth näher, als ich es auf dieser Erde jemals sein werde.

Und weiß ich nicht mehr aus noch ein, dann kommt mir mein verstorbener Dichter-Freund Erich Fried zu Hilfe, Erich, der säkulare Jude, der niemals jemanden verachtete, auch nicht den jungen Neofaschisten, der Auschwitz für eine Lüge hielt, Erich, der, wie es nur ein guter Dichter kann, Worte fand, um vielen zu sagen, daß die Liebe eben das ist, was sie ist. Dann werde ich auch fast mit dem Freitod meiner verfolgten Großmutter und meines gequälten Sohnes fertig.

Aber immer nur – und ich meine, es ist gut so – fast. Im Diesseits soll keine Religion, keine Ideologie alles absichern. Dieses kleine Buch, auf englisch „*The Double Cross*“ (das heißt: Der Betrug), übersetzt: *Aufs Kreuz gelegt*, hat diesen Titel, weil ich heute zu wissen glaube, daß jeder Anspruch der Menschen, die letzte Wahrheit zu besitzen, ein Machtmißbrauch ist, weil er mit falschem Trost betrügt. Das haben die Kirchen, aber nicht nur die Kirchen, auf dem Gewissen. Sie, wie auch die Fanatiker des Islams, die den noch lebenden Salman Rushdie zum Tode verurteilt haben, wußten und „wissen nicht, was sie tun“. So auch die christlichen Eiferer, die die Apartheid-Politik Südafrikas betrieben – bis in den Abgrund. Prophetisch zeichnete das der jüdische Flüchtling und große Karikaturist der Menschlichkeit „Vicky“ als Hakenkreuzigung. Als der Vietnamkrieg einen Tiefpunkt der Barbarei erreichte, konnte Vicky keine Karikaturen mehr erfinden und endete sein Leben. Der Clown, der anderen das Lachen erlaubt, auch wenn das eigene Herz weint. Und irgendwann zerbricht.

Es folgen also Geschichten, wichtige und weniger wichtige aus meinem Leben, die in kein dogmatisches Schema passen,

die an der geheimnisvollen Liebe Gottes nicht vorbeikommen, aber dem Leser keine letzten Antworten geben wollen oder können. Vielmehr geht es mir am deutschen Anfang dieser längst auf englisch erzählten Episoden, wie es Bert Brecht ging am Ende seiner bewegenden Legende vom Guten Menschen von Sezuan. Der Vorhang ist zu, und doch nicht ganz. Ein Schauspieler sagt es (nur wenig abgewandelt) so:

Verehrtes Publikum, jetzt kein Verdruß:  
Wir wissen wohl, das ist kein rechter Schluß.  
Vorschwebte uns: das Himmelreich auf Erden.  
Hört nun der Menschheit bittere Beschwerden.  
Wir stehen selbst enttäuscht und sehn betroffen  
Den Vorhang zu und alle Fragen offen...  
Vielleicht fiel uns aus lauter Furcht nichts ein.  
Das kam schon vor. Was könnt die Lösung sein?  
Wir konnten keine finden, nicht einmal für Geld.  
Soll es ein andrer Mensch sein? Oder eine andre Welt?  
Vielleicht nur andere Götter? Oder keine?  
Ahnen wir's doch? Dann nur zum Scheine?  
Der einzige Ausweg wär aus diesem Ungemach:  
Sie selber dächten auf der Stelle nach  
Auf welche Weis' dem guten Menschen man  
Zu einem guten Ende helfen kann.  
Ihr alle, los, sucht Euch nun selbst den Schluß:  
Es muß ein guter da sein, muß, muß, muß.

## Gott auf dem Prüfstand *Kaufhaus Kirche*

Es ist zwar fast unmöglich, Christ zu sein. Dennoch drehen sich diese Betrachtungen, diese Fragmente aus dem Leben eines widerwilligen Pfarrers und eines Quäkers, der sein Quäkertum nicht leicht nimmt, ganz und gar um „die Liebe, die mich nicht losläßt“.

Jeden Tag wirft – von jedem Fernseh-Bildschirm rings um die Erde reflektiert – Golgatha seinen Schatten auf unseren Planeten: ein Kreuz, viele Kreuze. Und wer trägt dafür die Verantwortung? Der Dichter, Seher und Liedermacher Sydney Carter spricht aus, was viele fühlen:

Gott sie sollten kreuzigen,  
Nicht mich armes Ding,  
So sprach ich zu dem Zimmermann,  
als ich am Kreuze hing ...

Als ich, damals noch ein junger Regisseur der BBC, Anfang der sechziger Jahre dieses Lied senden lassen wollte, bekam ich auf der Stelle Zoff. Es würde zu viele brave Christen schockieren. „Also ist das *scandalum crucis* für den Funk nicht geeignet!“, schimpfte ich. Doch hätte ich nicht so streitlustig zu sein brauchen, war doch Roy McKay, Chef des Kirchenfunks, trotz aller Liebenswürdigkeit ein radikaler Geist. Er wußte um die Anstößigkeit des Evangeliums, hatte ihn doch sein Pazifismus während des Krieges seine Stelle als Schulseelsorger gekostet!

Also wurde *Freitagmorgen* gesendet, und es hagelte die vor-

# Inhalt

Vorwort von Desmond Tutu	9	Rassismus und Vorurteile	
Ein persönliches Wort an die deutschen Leser	13	<i>Eine Gemeinde mischt sich ein</i>	138
Gott auf dem Prüfstand		Lektionen in Demut	
<i>Kaufhaus Kirche</i>	27	<i>Die „Rache Gottes“</i>	151
Gerechter Krieg?		Das Fest des heiligen Michael	164
<i>Der Militärbischof und der Pazifist,</i>			
<i>ein Nachtgespräch</i>	39		
Gesetz oder Evangelium?			
<i>An einem Sterbebett</i>	54		
Mystik und Politik			
<i>Ein Kind entdeckt die Ungerechtigkeit</i>	64		
Falsche Feindbilder			
<i>Trotz KGB zur Großmutter</i>	77		
Gott liebt auch Terroristen			
<i>Bei der RAF im Knast</i>	92		
Kreuz und Leidenschaft			
<i>Die Passion von Kalinin</i>	110		
Viele Kirchen – ein Gott			
<i>Die Reise nach Jerusalem</i>	122		